

# Sei ihm ein Rücken, ein Hügel

Vom Umgang des gelehrigen  
Lyrikers Raoul Schrott mit  
der englischen Ausgabe eines  
babylonischen Epos

VON STEFAN M. MAUL



Schon vor 130 Jahren machte das Gilgamesch-Epos Schlagzeilen. Nachdem die mesopotamische Keilschrift entziffert worden war, hatte der englische Gelehrte George Smith in den Ruinen der alten assyrischen Hauptstadt Ninive das Bruchstück einer Tontafel entdeckt, das die christlich geprägte Öffentlichkeit in helle Aufregung versetzte. Das Dokument enthielt – in formvollenderer babylonischer Sprache – einen Bericht von der Sintflut, der bis in Einzelheiten gehende Parallelen zu der Noah-Erzählung des ersten Buches der Thora aufwies, obgleich der «heidnische» Mythos deutlich älter war als die biblische Erzählung und die Welt des mesopotamischen Fluthelden nicht dem *einen* Gott, sondern einem fremden Pantheon unterstand. Bald erkannte Smith, dass die babylonische Sintflutgeschichte eingebettet war in ein umfangreiches Heldenepos, das die Abenteuer des Gilgamesch, des sa-

genumwobenen Königs von Uruk, erzählte, der um 2600 v. Chr. tatsächlich die wohl älteste und bedeutendste sumerische Stadt regiert haben dürfte.

Nun machte man sich auf die Suche nach weiteren Bruchstücken des Epos. Nicht nur unter den Trümmern des königlichen Palastes zu Ninive wurden Fragmente des Werkes gefunden, das der babylonische «Beschwörer» Sin-leqe-unnini im ausgehenden 2. Jahrtausend v. Chr. verfasst hatte, sondern auch in anderen assyrischen und babylonischen Städten. Die überraschendste Entdeckung aber war, dass Sin-leqe-unnini selbst auf eine ältere Fassung des Epos zurückgegriffen hatte, die um 1900 v. Chr. entstanden und in mehrere altorientalische Sprachen übertragen worden war. Und auch dieses so genannte altbabylonische Gilgamesch-Epos griff auf ältere Vorlagen zurück. Ausgrabungen im südlichen Mesopotamien

brachten Tontafeln mit Gilgamesch-Erzählungen ans Tageslicht, die in der bereits um 2000 v. Chr. ausgestorbenen Sprache der frühesten Hochkultur des Zweistromlandes, dem Sumerischen, verfasst und in dem altbabylonischen Epos, nun in babylonischer Sprache, kunstvoll miteinander verknüpft worden waren.

## Zwei Drittel Gott, ein Drittel Mensch

1930 legte der britische Assyriologe R. Campbell Thompson eine Edition der damals bekannten Texte vor und brachte so Ordnung in die kaum mehr zu überblickende Überlieferungsgeschichte der Gilgamesch-Erzählungen. Zwar fehlte auch ihm noch ein gutes Drittel des Zwölf-Tafel-Epos des Sin-leqe-unnini. Mit Hilfe der älteren Fragmente konnte er aber den Handlungsverlauf weitgehend rekonstruieren: König Gilgamesch, zu zwei Dritteln Gott und zu einem Drittel

Mensch, tyrannisiert seine Untertanen derart, dass die Götter, um Gilgameschs Kraft zu binden, den ebenso kräftigen Enkidu erschaffen. Dieser ist zunächst ganz Kind der Natur, das «mit den Gazellen das Knie an der Wasserstelle beugt».

Erst ein reizvolles Mädchen verführt ihn zur Zivilisation und bringt ihn nach Uruk. Gilgamesch und Enkidu kämpfen miteinander und werden schließlich Freunde, da keiner der beiden zu siegen vermag. Gemeinsam ziehen sie in die Fremde, um Chumbaba, den «Wächter des Zedernwaldes», zu töten und sich seines Schatzes, der Zedern, zu bemächtigen. Dies ist ein wahrhaft königlicher Akt, da derjenige, der im waldarmen Mesopotamien Tempel und Paläste bauen will, zunächst im Fremdland Bauholz beschaffen muss.

Gegen den Willen der Götter töten die beiden Helden den Chumbaba und entreißen der Natur mit Gewalt das Holz. Und mit ihren weiteren Taten beleidigen Gilgamesch und Enkidu die Götter derart, dass diese beschließen, das Paar auf ewig zu trennen. Enkidu muss sterben. Hier nimmt die Geschichte ihre Wende. In untröstlicher Trauer und nur noch beseelt von dem Wunsch, der eigenen Endlichkeit zu entgehen, verlässt Gilgamesch sein Königtum. Als einfacher Mensch irrt er durch die Welt, um zu Uta-napischti, dem babylonischen Noah, zu gelangen, den die Götter als Einzigen die Flut überleben ließen und als Unsterblichen entrückten.

Von Uta-napischti erfährt Gilgamesch zwar, wie dieser der Endlichkeit entkam. Da er jedoch nicht einmal den Schlaf besiegen kann, muss er erkennen, dass er den Tod nicht überwinden wird. Gilgamesch bleibt das Geschenk des ewigen Lebens verwehrt. Er muss sich, zurückgeworfen auf sein Menschsein, mit einem Fortleben in seinem Nachruhm begnügen, der für antike Hörer des Epos in der ummauerten Stadt Uruk Gestalt annahm.

Jüngst stellte ein dritter britischer Assyriologe die Gilgamesch-Forschung auf neue Grundlagen: Der Londoner Professor Andrew George bereiste in den vergangenen 15 Jahren die Tontafelsammlungen der Welt, um nach weiteren Bruchstücken des Epos zu suchen, und sein Fleiß wurde reichlich belohnt. In den 70 Jahren seit Thompsons grundlegender Edition waren viele

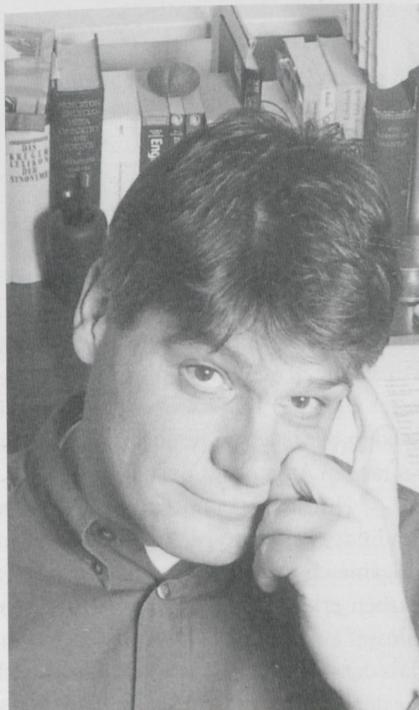
neue Gilgamesch-Fragmente ausgegraben worden, oft ohne dass sie als solche erkannt wurden. George gelang es, viele kleine Bruchstücke zu nahezu vollständigen Tafeln zusammensetzen und große Lücken des Textes zu schließen. Seine wissenschaftliche Edition mit dem ganz neu rekonstruierten babylonischen Wortlaut des Epos steht noch aus und wird von der Fachwelt mit Spannung erwartet. Vorab hat George seine Ergebnisse einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht: Er legte seine epochale Textrekonstruktion als Übersetzung in dem Penguin-Classics-Taschenbuch «The Epic of Gilgamesh. A New Translation» (London 1999, 13,68 €) vor. Die immer noch bestehenden Textlücken füllte er, getragen von tiefer Sachkenntnis, mit dem Wortlaut älterer Überlieferungen, selbstverständlich nicht ohne diese zu kennzeichnen.

#### Die unterste Grenze der Redlichkeit

Zwei Jahre nach Andrew George bringt nun auch Raoul Schrott eine Gilgamesch-Übersetzung heraus. Sein Buch, so weiß er zu vermitteln, füllt eine schmerzliche Lücke. Der jüngsten deutschen Übersetzung des Assyriologen Karl Hecker hält Schrott vor, mit den «bedeutenden Fortschritten der letzten fünfzig Jahre nicht mithalten» zu können und «nur wenige neue Funde» mit einzu beziehen. Es ist wahr, Heckers ausgezeich-

nete Übersetzung hat sich durch die Forschungen von Andrew George überlebt. 1994, als sie erschien, war sie freilich, anders als Schrott es glauben macht, auf dem neuesten Stand. Anders als Hecker verwertet Schrott die noch unveröffentlichten, von George entdeckten Texte, deren originaler Wortlaut bislang nicht einmal Fachleuten zugänglich ist. Denn im zweiten Teil des Buches «Gilgamesh. Ninivitische Fassung. Deutsch von Raoul Schrott» wird in Wahrheit bis in Details des Layouts hinein in deutscher Sprache die meisterhafte Übersetzung und die Textrekonstruktion von Andrew George präsentiert. Dort, wo Schrott dennoch von George abweicht, liegen grundsätzlich Fehler vor.

Es ist nichts Ehrenrühriges daran, die englische Übersetzung eines babylonischen Textes ins Deutsche zu übertragen, auch wenn die wissenschaftliche und zum allergrößten Teil auch die dichterische Leistung auf den Erstübersetzer zurückgeht. Wenn man freilich, wie Schrott es tut, im wissenschaftlich anmutenden Fußnotenapparat bei zahlreichen Textzeilen angibt, dass diese der Übersetzung Tournays und Shaffers oder der Bottéros folgen, und gleichzeitig den Verweis auf die wahre Urheberschaft der eigenen «Übersetzung» bei einem dunstigen «Die folgende, neue Übertragung ins Deut-



Seit seiner Wiederentdeckung hat Gilgamesch moderne Künstler herausgefordert:

**LINKE SEITE** Gemälde aus dem «Gilgamesch-Zyklus» von **WALTER GILLICH**, der im September 2001 im Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg zu sehen war

**LINKS** Gilgamesch-Bearbeiter **RAOUL SCHROTT**  
**OBEN** Antike Darstellung des **CHUMBABA**, des Wächters des Zedernwaldes

■  
**STEFAN M. MAUL** ist Professor für Assyriologie an der Ruprecht-Karls-Universität, Heidelberg

sche geht von Georges Verfahrensweise und Textpräsentation aus» belässt, ist wohl die unterste Grenze der Redlichkeit erreicht.

### Lange Tage, längere Nächte

Schrott präsentiert gleich zwei Fassungen des Epos: eine Nachdichtung und eine Übersetzung des babylonischen Originaltextes. Deshalb muss die zweite Fassung auch strengen Anforderungen an eine Übersetzung eines antiken Textes standhalten, und hierfür sind nicht allein Englischkenntnisse vonnöten. Eine tiefe inhaltliche Durchdringung des Textes ist unverzichtbar. Obgleich Schrott zwei Fachleute zur Seite standen, der Althistoriker Robert Rollinger und der Sumerologe Manfred Schretter, die im Anhang Informationen zum kulturgeschichtlichen Hintergrund des Epos liefern, ging deren Betreuung wohl nicht so weit, dass sie die Schrottsche Übertragung ins Deutsche kritisch gelesen hätten.

Denn in einer Übersetzung, die die «Ninivische Fassung» wiedergeben möchte, haben emphatische Aufpolierungen des Textes nichts zu suchen. Aus «sechs Tagen und sieben Nächten», die Enkidu mit dem Mädchen schlief, werden «sechs lange Tage und sieben längere Nächte». Das ist noch harmlos. Die Aufforderung an das Mädchen, sich Enkidu hinzugeben, lautet im Original: «Breite deine Gewänder (auf dem Boden) aus, und dann soll er auf dir liegen. / Behandle ihn mit aller Lust, den Künsten einer Frau. / Über dir wird sein Geschlecht dich streicheln. / (Dann) wird seine Herde, die mit ihm in seiner Steppe groß wurde, sich von ihm abwenden.» Schrott macht daraus: «Breite dein gewand aus, sei ihm ein rücken, ein hügel, damit er dich besteigt, / gib ihm, diesem wilden, was die list einer Frau alles geben kann; wenn er auf dir vor lust zu stammeln und stöhnen beginnt, / dann wird die herde, mit der er groß wurde, sich abwenden von ihm.» Wer «die archaische Wucht des Epos» in einer Übersetzung «zu packen» versucht, sollte diese doch nicht so verfälschen. Das Original ist in jedem Falle besser. Und warum hat sich Schrott seine Zusätze nicht für die «Nachdichtung» aufgehoben?

Unverständlich bleibt auch, dass es den wilden Enkidu nach Uruk ziehen soll, weil dort «junge männer schärpen um die hüfte tragen». Trug man wirklich Schärpen

in Uruk? Nein, bestenfalls trug man «waistbands», so jedenfalls in der Übersetzung von Andrew George. Ein Blick ins Wörterbuch bringt auch dem Laien die Lösung: *waistband* kann zwar Schärpe bedeuten, aber auch Gürtel, Koppel. Und so muss man doch zur englischen Originalübersetzung greifen, um zu verstehen, dass der gewalttätige Enkidu, wie die jungen Männer von Uruk, ein Wehrgehänge mit Waffen tragen wollte, keine Schärpe. Vergleichbare englisch-deutsche Missverständnisse, der Unkenntnis der Originalsprache und mangelnden Vertrautheit mit dem Stoff geschuldet, finden sich viele.

### Wie aus Gilgamesch Gilgamesh wurde

Ein Fußnotenapparat, der Übersetzung an die Seite gestellt, erweckt einen seriösen Eindruck, und manche der Kommentare sind wirklich nützlich. Andere scheinen hingegen eher den Zweck zu haben, den Leser ob solcher Gelehrsamkeit ehrfürchtig erschauern zu lassen. Die in der Tat nicht einfache Aussage «Zu zwei teilen ist er (Gilgamesch) ein gott, zu einem ein mensch» erläutert Schrott wie folgt: «Er hat also doppelt soviel Göttliches wie die übrigen Menschen, was dem sumerischen Sexagesimalsystem nach der Zahl 40 entspricht – vergleichbar der volksetymologischen Bedeutung des Namens des Fährmanns Ur-shanabi; 60 war die Zahl der Götter.» Ob Schrott selbst diesen Kommentar verstanden hat?

Auch in seinem «einleitenden Essay» wird der Leser mit Angelesenem und Halbverdautem, bisweilen auch abstrus Verfälschtem aus der Geschichte und Kulturgeschichte des Alten Orients umnebelt. Und dies in einer Sprache, die man nicht einmal Zweitsemestlern durchgehen ließe: «Die Rinderhaltung war staatlich geregelt; eingesetzt wurde sie vor allem wegen ihrer Zugkraft beim Pflügen, beim Transport und für die künstliche Bewässerung; die Milch war weniger wichtig.» Besser wäre es gewesen, die soliden Beiträge von Rollinger und Schretter an den Anfang des Buches zu stellen.

Nützlich und hilfreich ist ein Glossar am Ende des Buches, das dem Leser die im Gilgamesch-Epos belegten Eigen- und Ortsnamen erläutert. Es ist wortwörtlich das Glossar von Andrew George, freilich ohne dass darauf hingewiesen würde. So ist auch die der deutschen Orthografie unangemes-

sene Schreibung *Gilgamesh* statt *Gilgamesch* wohl kaum, wie Hans-Martin Gauger in der «FAZ» mutmaßte, eine bewusste Art der Verfremdung, sondern schlicht die gedankenlos von George übernommene, nur im Englischen korrekte Schreibung.

Fast überflüssig, darauf hinzuweisen, dass auch ein Teil der Illustrationen aus dem Buch des englischen Assyriologen übernommen wurde, ohne im Bildnachweis darüber Rechenschaft abzulegen. Wählt Schrott selbst ein Bild, geht es schief. So ist in dem Buch ein assyrischer Schutzgenius zu sehen. Entgegen der Bildunterschrift ist das nicht Gilgamesch. Auch stammt das Relief nicht «aus Kalchu (Nimrud)», sondern aus Chorsabad, dem alten Dur-Scharrukin; es stammt ebenfalls nicht «aus dem Palast des assyrischen Königs Assurnbarsipal II. (883–859 v. Chr.)», denn einen solchen König gab es nie. Von 883–859 v. Chr. regierte Assurnazirpal II., der freilich ebensowenig wie Assurbanipal (669–630 v. Chr.) das Relief herstellen ließ. Es war Sargon II., der von 722–705 v. Chr. auf dem assyrischen Thron saß.

Ein kurzes Wort noch zur «Nachdichtung». Was für ein Stoff! In der größten Literaturschöpfung des Alten Orients werden wesentliche Fragen des Menschseins berührt: Gewalt und Macht, Freundschaft, Liebe und Tod. Was hätte ein Dichter daraus machen können! Raoul Schrott hat den Kern der «Ninivischen Fassung» lediglich in eine Rahmenhandlung gestellt, die einem anderen mesopotamischen Mythos entnommen ist, und sie an einigen Stellen mit markigen Formulierungen angereichert («Ist vielleicht besser so – sonst gibts beim anblick / deines hängebusens nur wieder einen aufstand»). Bis zum Wesen des Werkes ist er dabei nicht vorgedrungen.

Dass Schrotts Übertragung der «Ninivischen Fassung» interessierten Lesern dennoch im Großen und Ganzen einen verlässlichen Gesamteindruck des Gilgamesch-Epos vermittelt, ist im Wesentlichen ein Verdienst des Assyriologen Andrew George. Allen, die des Englischen mächtig sind, sei seine auch sprachlich sehr gelungene Originalübersetzung empfohlen.

#### RAOUL SCHROTT Gilgamesh. Epos

Mit einem wissenschaftlichen Anhang von Robert Rollinger und Manfred Schretter.  
Hanser, München 2001. 343 S., 24,90 €